Kein Geld im Haus.

Von Manuel Schnitzer.

Es war am 22. eines Monats, der zu allem Ueberfluß einunddreißig Tage zählte.

Ich kam im ersten Abenddämmer ein wenig abgespannt nach Hause, denn ich hatte von Berufs wegen — ich war damals, trotz meiner dichterischen Neigungen, Agent einer Versicherungsgesellschaft — unerwartet vom Bureau aus eine kleine Reise machen müssen, mit der ich sehr zufrieden sein durfte. Mein Gewinn aus dem abgeschlossenen Geschäft betrug etwa 27 Mark, eine Summe, die ich an einem einzigen Tage noch nie verdient hatte. Unterwegs rechnete ich aus, daß ich, falls das Glück mir weiter so günstig wäre, jeden Monat auf eine Einnahme von so und so viel, im Jahre gar auf das Zwölffache dieser unwahrscheinlichen Summe hoffen durfte — die Honorare für meine kleinen schriftstellerischen Arbeiten nicht mitgezählt. —

„Endlich, endlich," sagte Käte, als ich mein Heim betrat, und flog mir an den Hals. „Ich fürchtete schon, es sei dir etwas zugestoßen. Den ganzen langen Tag ohne Nachricht von dir! Und das Warten, das ewige, angstvolle Warten in dieser Einsamkeit."

„Aber, Schatz. . . . der Beruf. . ."

„Aber du hast doch wenigstens etwas zu dir genommen, nicht wahr, Liebster?"

„Natürlich, eine Kleinigkeit auf dem Bahnhofsperron. . ."

„Gott sei dank!" meinte sie heiter, indem sie mir in den Hausrock half. „Weißt du Mann, was mich immer am meisten quält, wenn ich so dasitze und warte und mir einrede, die Welt müsse in den nächsten fünf Minuten unfehlbar untergehen?"

„Na, was quält dich dann?" fragte ich lächelnd.

„Der Gedanke, daß du nicht zu Hause bist, bei mir . . sondern wer weiß wo. . . Ich habe so das schreckliche Gefühl, als könnte ich dich nie mehr finden. . ."

Trotz meiner Rührung mußte ich lachen.

„Ach Schatz, damit ich nur gleich damit herausrücke. . . Wenn's weiter so geht wie heute, schaffe ich dir ein Telephon an. Und dann ist's aus mit deiner Einsamkeit! Und sobald erst der Fernseher erfunden ist, Käte. . ."

„Ja, ja," erwiderte sie vergnügt, „dann kann ich sogar auf weite Entfernungen das Gesicht sehen, das du immer machst, wenn ich einmal Geld von dir verlange. . ."

„Aber Käte", meinte ich mit liebevollem Vorwurf, „so ein unheimliches Gesicht mache ich doch nur, wenn ich selbst kein Geld habe. Weil es mir wehtut, deinen berechtigten Wünschen nicht nachkommen zu können."

Meine Frau sah mich mit strahlenden Augen an und hielt mir die Hand entgegen, die innere Fläche nach oben.

„Na?. . ." sagte sie freundlich, und, als ich nicht verstand, was sie wollte, etwas ungeduldiger: „Na? Also?. . ."

Ich blickte immer noch verständnislos diese schmale, weiße, kleine Hand an, die ich so sehr liebe, und dann meine Frau.

„Das heißt", sie lachte jetzt, „das heißt auf Englisch: „I want money". . ."

„Wie. . . Geld brauchst du?"

Es muß sehr gedehnt geklungen haben.

„Erraten, Mann! Nein, wie scharfsinnig du sein kannst, wenn's darauf ankommt," spottete sie.

„Aber, liebes Kind," widerholte ich betroffen, Geld? Heute? Am 22. dieses Monats?. . . Als ich morgens wegging. . ."

„Jawohl, da hatte ich noch 19 Mark und 35 Pfennig im Vermögen. Richtig, Liebster. . .Dann suchte uns aber ganz unverhofft der Steuerbeamte heim. . . Und später brachte die Waschfrau deine Oberhemden. . "

„Hm. . . und du hast. . ." Ich schüttelte mißbilligend den Kopf. „Du hast alles bezahlt, Käte?"

Meine Frau fuhr ruhig fort: „Und zuletzt kam noch jemand mit einer Sammelliste für arme blinde Kinder. Das waren gerade meine letzten 25 Pfennig. . . Aber Mann," unterbrach sie sich erschrocken, „jetzt machst du so ein Gesicht, als wenn du selbst. . ."

Dieses Gefühl beherrschte mich schon seit einigen Minuten, das düstere Gefühl nämlich, daß ich recht sorgenvoll aussehen müsse.

„Nicht einen Pfennig," murmelte ich, „nicht einen Pfennig, Käte. Die paar Mark, die ich bei mir hatte, habe ich auf meiner Fahrt verbraucht. Offen gestanden, hatte ich eigentlich die Absicht, dir ein paar Mark von den neunzehn abzunehmen."

Meine Frau hatte ihre Hand längst wieder zurückgezogen und sah, ein scharfes Fältchen zwischen den zusammengezogenen Brauen, zu Boden.

„Wenn ich geahnt hätte," sagte ich melancholisch, „daß es so um uns steht. . . heute, wo ich geglaubt habe, daß die große Wendung in unserem Dasein eingetreten ist, dann hätte ich mir natürlich einen Vorschuß anweisen lassen. Aber jetzt ist die Kasse längst geschlossen. . ."

Ob Käte hörte, was ich sprach, weiß ich nicht.

Endlich hob sie die Augen, in denen jetzt ein schwermütiger Zug lag, und hauchte: „Ach Mann! Es ist nur gut, daß du etwas gegessen hast. . ."

„Nichts im Haus zum Abendbrot", unterbrach sie mich und ihre Stimme klang diesmal weniger elegisch, „ganz recht, Liebster, ich dachte, wenn du kommst und mir Geld gibst, dann hole ich schnell etwas. . . Ach Gott, wer konnte denn ahnen, daß wir so ganz ohne Geld sein würden!"

„Ganz ohne Geld!" meinte ich sehr unangenehm berührt, „hast du denn gar nichts? Vielleicht hat sich mal unversehens ein Zehnmarkstück irgendwo verkrümmelt? Sieh doch in deinen Schächtelchen nach, Käte. . ."

Zu meiner eigenen Verwunderung nahm sie diesen Vorschlag mit einer Art Begeisterung auf. Sie holte aus der Kommode im Schlafzimmer ein langes, flaches Holzkistchen, dessen Schiebedeckel durch ein zierliches Vorhängeschloß mit Geheimmechanismus gegen verwegene Einbrecher gesichert war, öffnete es und begann, darin zu kramen, während ich, die Hände auf dem Rücken, in schweren Gedanken auf und nieder zu gehen begann.

Kein Geld im Haus. . . Noch dazu an einem Tage, an dem ich den ersten Grundstein zu einem äußerst entwicklungsfähigen Vermögen gelegt zu haben glaubte!

Meine Frau war mit einer unverkennbaren Freudigkeit bei ihrer Arbeit. Allerlei Papiere raschelten unter ihren Fingern, und ich hörte, wie sie Büchschen und Schächtelchen, die ihre kleinen Schmucksachen enthalten, öffnete und schloß.

„Weißt du," sagte sie, einen Moment innehaltend, „deine Idee mit dem Nachsehen meiner Schatze war mir gleich sehr sympathisch. . .Sehr. Ich hatte nämlich einmal eine Großtante," fuhr sie träumerisch fort, „die war Witwe geworden. . . Ich selbst habe sie nicht mehr gekannt, denn es ist schon lange her. Diese Großtante war eines Tages in einer ähnlichen Lage wie wir, sie hatte kein Geld. . . Nichts — nichts! Da kam sie auf denselben Gedanken wie du. . . Und denke dir, mitten unter dem alten, verblichenen Kram, i. dem sie stundenlang wühlte, entdeckte sie ein Röllchen, und dieses Röllchen enthielt" . . . Käte machte eine Pause, um meine Spannung zu erhöhen. . „enthielt fünfzig „Zweigutegroschen" = Stucke! Mehr als vier Taler! Und das wurde uns Kindern immer als Beispiel dafür erzählt, daß man nicht verzweifeln dürfte, wenn die Not am größten ist. . ."

Ich stand hinter meiner Frau und betrachtete sehr interessiert den krausen Inhalt ihrer Kiste.

„Hm. . . und woher stammte das Röllchen, Käte?"

„Das hat man nie erfahren. Und das ist gerade das Wundervolle daran. Wahrscheinlich hatte es noch ihr Mann, mein Großonkel, dort hingelegt. Aber natürlich," meine Frau bog den Kopf zurück und sah so zu mir empor, „du hast niemals so schöne Einfälle. . ."

Das war durchaus richtig. Aus diesem Grunde vermochte ich nicht zu glauben, daß das Wunder, das unsere verstorbene Großtante beglückte, sich in unserer Familie wiederholen könnte.

Käte begann eifrig weiter zu suchen, während ich darüber nachdachte, was wir jetzt nun mußten, um aus unserer fatalen Lage herauszukommen. Das Bewußtsein, daß meine arme, liebe tapfere Frau. . . Nein, was sollte sie von mir denken!

„Ja, was war da zu tun?

Als Junggeselle hätte ich mir in einem solchen Falle leicht geholfen. Ich würde meine Uhr, meinen Gehrock, meine Bücher zum Pfandleiher gebracht haben. Oder gar — im äußersten Notfalle — eines meiner Manuskripte. . . Ich hatte in meiner Wiener Zeit einen Freund, einen jungen, begabten Dichter, der versetzte, wenn er sich in Geldnöten befand, die Handschrift seiner nie aufgeführten Tragödie „Jugurtha" bei seiner Waschfrau, bis diese eines Tages erklärte, ihr Töchterchen könne das Stück schon auswendig bis zum letzten Vers. Und wenn er nichts anderes hätte, so täte es ihr leid. Aber auf den „Jugurtha" gebe sie nichts mehr. . . So mußte der arme Kerl sich entschließen, ein neues Drama zu schreiben, seinen „Cäsar in Gallien". Von dem war das hübsche Wiener Waschfrau = Töchterchen noch viel mehr begeistert. . . Und als sie einmal bei einem berühmten Schauspieler vom Burgtheater — ich glaube es war Lewinsky — Wäsche ablieferte, schwärmte sie der Frau des Künstlers so lange von diesem „Cäsar in Gallien" vor, bis — na, eines Tages hatte Lewinsky das Stück, las es und war außer sich vor Entzücken, auf diesem ungewöhnlichen Wege ein großes Dichtertalent entdeckt zu haben.

„Und denke dir, Käte," schloß ich schwungvoll, ich hatte nämlich die Geschichte meiner Frau zu erzählen begonnen, „denke dir, das Stück wurde richtig im Burgtheater aufgeführt, und das Ende war — —"

„. . . daß der Dichter das hübsche Töchterchen jener Waschfrau als sein Weib heimgeführt hat", fiel mir Käte lachend ins Wort. „Und wenn sie nicht gestorben sind. . ."

Ich tat etwas beleidigt.

„Ach, Käte, es scheint beinahe, als glaubst du mir nicht?"

Sie sagte sehr freundlich: „Weißt du, eine kleine, niedliche Novelle kannst du immerhin daraus machen. Es wird gewiß Leute geben, die das wirklich glauben. . .Aber. . ." hier wurde sie wieder melancholisch, „wir brauchen doch heute Abend das Geld. . ."

„Du könntest vielleicht Mama bitten, uns aus der augenblicklichen Verlegenheit zu helfen", meinte ich vorsichtig.

„Mama?" wiederholte Käte mit einer gewissen Bitterkeit in der Stimme. „Oh ja . . . Damit es in der ganzen Familie gleich heißt, es ginge uns schlecht, wir hätten nichts zu essen, müßten uns von Mama, die selbst nichts hat, aushelfen lassen. Unser Ansehen würde das gewiß nicht erhöhen! Kurz, ich mag nicht, Lieber. Und außerdem habe ich gar kein Fahrgeld für die Straßenbahn. . ."

Aus dieser Wendung glaubte ich schließen zu dürfen, daß Kätes Abweisung meines Vorschlags sozusagen nur „prinzipiell" gemeint war, auf die Dauer jedoch nicht bestehen konnte. Wegen zehn Pfennig! Soviel hatte ich am Ende doch noch in meinem Portemonnaie. Als ich es öffnete, entdeckte ich in seinem mittelsten Taschchen den Talisman, den Käte mir (mitsamt dem Portemonnaie) zu Weihnachten geschenkt hatte. Er bestand aus vier Nickelstücken zu fünf Pfennig und einem grünspanüberzogenen Kupferpfennig.

„Hier ist das Fahrgeld," sagte ich etwas zuversichtlicher.

Meine Frau griff nach dem Gelde.

„Halt, warte mal. . . Ich muß in meiner Nachttischschublade vier einzelne Pfennig haben. Macht fünfundzwanzig. Warte mal. . . Wenn du keine große Ansprüche machst heute abend, und auf ein Glas Bier verzichtest. . . Ein Endchen Brot ist noch da, und ein bischen Butter auch. . . .Also Schatz, ich verpflichte mich feierlich, für diese fünfundzwanzig Notpfennige ein köstliches Abendbrot zu bereiten!"

Da ich meine Frau so vergnügt sah, wurde ich auch ganz heiter.

„Auf alle Fälle, Liebste, geht es uns augenblicklich besser als einem meiner Freunde, der eines Abends einen wirklichen Tausendmarkschein hatte und sich doch nichts kaufen konnte, weil kein Mensch in seiner Nachbarschaft die Banknote zu wechseln vermochte. . ."

„Nein, was für merkwürdige Freunde du hast! Jetzt sogar einen mit einem Tausendmarkschein. . . Ich glaube, wenn du mal hungrig bist . . . und du bist hungrig, jetzt darfst du's ja eingestehen, dann schwelgst du förmlich im Gelde der — anderen. . . "

Käte lachte hell auf; im nächsten Moment war ich allein.

Offen gestanden, ich hatte nach der Arbeit dieses heißen Tages ganz ungewöhnlichen Hunger und hätte alle Ursache gehabt, mißvergnügt zu sein. Aber es war etwas in mir, das sich freute.

Um mir die Zeit zu vertreiben, deckte ich den Tisch und zündete die Lampe an. Als meine Frau kam, war alles fertig, und wir konnten anfangen.

Und was sie für unser gesamtes augenblickliches Vermögen erstanden hatte! Es schien mir ordentlich unfaßbar.

Mit seinen vielen Tellern und Tellerchen sah unser Tisch aus, als veranstalteten wir zur Feier unseres völligen Geldmangels ein üppiges Festmahl. Wenn ich den Speisen ein bischen vornehme Namen gab, dann konnten wir mit Leichtigkeit einen herrlichen Speisezettel zusammenstellen.

„Diese zwei russischen Sardinen", sagte sie feierlich, indem sie die Fische in kleine Stücke — sozusagen zu einem Salat — zurechtschnitt, „haben sieben Pfennig gekostet. . ."

„Schadet nichts . . Wir wollen sie für unsere Speisenkarte trotzdem sehr fein benennen, Schatz. Was sagst du zu „Marinierter Seefisch à la Zarewna"?"

„Einverstanden!" rief sie fröhlich, die Brocken in zierliche Scheiben spaltend und auf diese eine sehr dünne Schicht Butter auftragend. Diesen Käse. . ."

„Er sei hiermit in aller Form und vor Zeugen zu einem „Fromage à la Guillaume Tell" erhoben. . ."

„— — — habe ich dank meiner vorzüglichen Beziehungen zu dem wackeren Kaufherrn Lehmann für acht deutsche Reichspfennig an mich gebracht. . ."

„Macht fünfzehn. Nein, wie billig man leben kann, wenn's sein muß. . ."

Wir begannen in bester Stimmung zu essen. Die arme Käte hatte offenbar noch mehr Appetit als ich, aber ich merkte wohl, daß sie sich bemühte, mir den Hauptanteil zukommen zu lassen. Und wenn wir uns nicht beide hin . unsere Schliche gekommen wären, würde noch etwas übrig geblieben sein.

Und dazwischen plauderten wir in der vergnügtesten Weise und spannen an holden Träumen, wie wir uns morgen, morgen. . . für die Entbehrungen des heutigen Abends schadlos halten würden. . .

Zum Nachtisch gab es eine Apfelsine, wert des Namens „Früchte des Südens" (weil sie etwas angeschlagen war, hatte der Kaufmann sie zum „Engrospreise" — vier Pfennig — überlassen), und zuletzt für fünf Pfennig Kakes zum Tee.

Als der Teekessel auf dem Tische zu singen begann, schrie Käte leicht auf. Sie erinnerte sich, daß kein Zucker im Hause war. Erst nachdem ich ihr mit Hilfe des Konversationslexikons bewiesen hatte, daß die chinesischen Großwürdenträger den echten Tee ohne Zucker zu sich nehmen, beruhigte sie sich.

Und wir saßen da und bauten Luftschlösser, Luftschlösser. . . eines immer schöner als das andere. . .

Denn morgen konnte ich Geld holen. Käte wollte mit nach dem Bureau kommen und den Mammon gleich an der Kasse von mir in Empfang nehmen. Und dann wollten wir im Kaiserhof frühstücken. . .

Nach Aufhebung der Tafel wurde der übriggebliebene Pfennig — es war der grünspanüberzogene — als neuer Talisman dem Mitteltäschchen meines Portemonnaies wieder einverleibt.

— — — — — — — — — —

Vor dem Einschlafen fiel mir ein Erlebnis aus meiner Jugend ein. Als Gymnasiast wohnte ich in einem Schülerquartier mit einem armen, buckeligen Jungen zusammen, der aus einem Dorfe in der Nähe meiner Heimatstadt stammte und bei einem Advokaten einen Unterschlupf als Schreiberlehrling gefunden hatte. Als ich eines frühen Morgens aufwachte, sah ich den Kleinen auf seinem Strohsack sitzen und eifrig in den Taschen seines Beinkleides suchen.

„Was hast du denn, Heinrich?" fragte ich besorgt.

Und er sagte ganz traurig:

„Ach, es war so schön. . . so schön. Es war mir die ganze Nacht, als wäre mein reicher Onkel, der Fuhrmann, dagewesen und hätte mir ein silbernes Zehnkreuzerstück geschenkt, ein ganz neues, glänzendes. Und jetzt such' und such' ich's. . ."

„Du hast ja nur geträumt, Heinrich. . ."

„Ja, ja," meinte er, „ich weiß ja. . . . Aber ich hab's so deutlich geträumt, so sicher, so fest. . . Und jetzt . . . und jetzt. . ."

Er weinte bitterlich. Dann warf er die Hose weg und begann in den Taschen seiner seltsam geformten Weste zu wühlen.

„Vielleicht ist es da," murmelte er, „ich hab mich doch so gefreut. . . Und es war so deutlich. . ."

Diese kleine Geschichte habe ich aber meiner Frau nicht erzählt. Trotzdem sie wahr ist. . .

„Historische" Unwahrheiten.

Historische Worte, die gar nicht historisch sind, treiben sich eine ganze Menge in der Welt herum. Zum Beispiel soll Ludwig XIV. gesagt haben: „l'etat c'est moi" (der Staat bin ich); das hat er jedoch niemals gesagt. Ebensowenig wahr ist es, daß Cambronne, wie allgemein geglaubt wird, in der Schlacht bei Waterloo die Aufforderung zur Uebergabe mit den pathetischen Worten zurückgewiesen hat: „Die Garde stirbt, aber sie ergibt sich nicht!" Goethe hat niemals, auch nicht in seiner Sterbestunde, gerufen: „Mehr Licht!" Kosciusco rief nicht: „Finis Poloniae" (das Ende Polens), als er in der Schlacht von Maciejowieze am 10. Oktober 1794 verwundet vom Pferde fiel. Minister Walpole hat niemals geäußert: „Jeder Mensch hat seinen Preis"; der Minister Rochow hat niemals das Wort vom „beschränkten Untertanen-Verstand" gesprochen und Bismarck niemals den ihm ottroyierten Ausspruch getan: „Macht geht vor Recht." Auch das bekannte „Ei des Columbus" entspricht nicht der historischen Wahrheit. Eigentlich müßte man „Ei des Brunellesci" sagen. Es handelt sich hierbei auch nicht um die Entdeckung Amerikas, sondern um eine richtige Wölbung für die Kuppel Santa Maria de Fiori in Florenz, die tatsächlich die Form eines auf der Spitze stehenden Eies hat. Columbus hat die Sache später nur nachgemacht. So ließen sich noch eine Menge Worte anführen, die irgendwie entstanden sind und fälschlich dem oder jenem zugeschrieben werden.

— Originell. Gläubiger (der endlich einmal sein Geld bekommt): „Es fehlen aber noch 10 Mark, wenn ich bitten darf!"

Studiosus: „Die ziehe ich Ihnen als Mietzins-Beitrag ab, da Sie ja in den letzten Monaten eigentlich mehr in meiner Wohnung waren als ich selbst!"

Hund und Katze.

Von Viktor Belling.

Der schöne Dodo lag auf einer Ottomane und gähnte. Er hatte soeben ganz vortrefflich gefrühstückt. Neben seiner seidenen Decke, die ihm von den Beinen geglitten war, stand noch ein Teller mit Sardinenschwänzen. Um es nämlich gleich zu allererst zu sagen: Dodo war eine Katze. Kater vom reinsten Wasser. Er war unheimlich vornehm, wie sein Stammbaum bewies, reinlich, wohlgenährt, schnurrig, aber um adliger seines Volks.

Als Fräulein Felizitas Knochig ihren vierzigsten Geburtstag feierte, hatte sie Dodo zum Geschenk bekommen und sehr bald in ihr Herz geschlossen. Was ja keineswegs verwunderlich ist, wenn man bedenkt, daß Dodo auf der internationalen Katzen-Ausstellung zu Hinterpommerswaldau den ersten Preis in der Schönheitskonkurrenz davongetragen hatte. Wenn Fräulein Felizitas Knochig ihren Liebling bloß ansah, schwamm sie schon in einem Meer von Glückseligkeit. Und wie sie mit ihm, so war Dodo mit seiner Herrin zufrieden.

Mit Mäusefangen gab er sich nicht ab, diese Beschäftigung war ihm zu plebejisch, und wenn nicht sein Stammbaum seit hundert Jahren gebucht gewesen wäre, hatte diese Tatsache allein schon genügt, um ihn als „Edelsten" seiner Spezies zu dokumentieren. Auch Fräulein Knochig pflegte auf das Mäusefangen kein Gewicht zu legen, weil sie das vermittels einer Falle besorgte. Ihre Wünsche gipfelten lediglich darin, den schönen Dodo, der ihr das Sinnbild der Reinheit war, lecker zu füttern. Die Sardinenreste, die wir auf Dodos Schüssel bemerkten, zeigen an, zu welcher Meisterschaft Fräulein Felizitas Knochig in diesen Bestrebungen gelangt war.

Auf einmal fuhr Dodo aus seinem Schlummer jäh empor —: Er hatte Tritte auf dem Vorsaal gehört, die er für den Tod nicht ausstehen konnte! Und richtig, da sträubte sich auch schon sein seidenweicher Pelz ordentlich struppig in die Höhe. Der junge Mann nämlich, der da soeben eintrat, fiel ihm nachgerade auf die Nerven. Es war ein Predigtamtskandidat, der alltäglich mit der ausgesprochenen Absicht erschien, ihn, den Preisgetrönten, in Fräulein Knochigs Herzen auszustechen! Dodo haßte den gemeinen Nebenbuhler und hatte dabei das Bewußtsein, daß dies auf Gegenseitigkeit beruhe. Zwar Fräulein Knochig ließ sich nicht anmerken, daß sie ihr Herz von nun an zwischen Dodo und dem jungen Herrn Erhard Müller teilte — die Sardinen troffen noch ebenso von Oel, wie in den Tagen der ungeteilten Liebe — aber wenn auch! der feine Spürsinn Dodos witterte doch den Verrat und er entschloß sich deshalb, in Zukunft ganz gehörig auf dem Posten zu sein, sobald er die knarrenden (wahrscheinlich unbezahlten) Stiefel seines Rivalen auf dem Flur hörte.

Als nun aber der Kandidat heute gar noch mit einem Bukett bei Fräulein Felizitas Knochig anschwirrte, da war es mit Dodos Beherrschung zu Ende. Fauchend sprang er in die Höhe und, mit dem Schweif einen furchtbaren Reifen schlagend, stürzte er sich in grimmiger Wut auf den unheilkündenden Blumenstrauß.

Entsetzt ließ Herr Erhard Müller die Rosen fallen, und als die grünlichen Kateraugen ihn nun unheimlich anblitzten, versuchte er, zu retirieren.

„Greuliches Biest, dich will ich —" knirschte er. Allein Dodo war schneller, als er gedacht hatte. Mit einem genialischen Sprung schoß er auf die Brust des Gastes los, und wenn nicht das vorgebundene steife Vorhemd des Kandidaten nachgegeben hätte, so daß Dodo am Einsatz hängen blieb — wer weiß, was da alles noch passiert wäre! So aber kam Herr Müller mit unausgekratzten blauen Augen davon. Er rutschte nur im ersten Schreck aus, zerbrach eine Stuhllehne, seinen Klemmer und den falschen Augenzahn und trug im übrigen keine besonders nennenswerten Knochenbrüche davon.

Aus seiner Brautwerbung, die er vorgehabt hatte, wurde natürlich nichts — der schöne Dodo hatte für diesmal seinen Feind aus dem Felde geschlagen!

Wie Sie freilich gleich hören werden, nicht für immer.

Fräulein Felizitas Knochig zeigte sich zum erstenmal ihrem vierpfotigen Liebling gegenüber ungnädig. Das bestärkte Dodo nur in seinem Verdacht. Er zog sich in die entlegenste Ecke des Salons grollend zurück und erst, als es ihm hier zu langweilig wurde, schwang er sich der Abwechselung halber auf das nächstliegende Fenster und stierte in die Tiefe. Nur das nervöse Zwirbeln seines Schnurrbartes mit den Pfoten verriet noch seine innere Erregung.

Obwohl er in der Sonne saß, schaute ihn die Welt freudlos und trübe an. Er, der Sproß eines alten Geschlechts, war in Fräulein Knochigs Herzen ausgestochen von einem obskuren Kandidaten, der vielleicht nie aus diesem Posemuckel herausgekommen war und Hinterpommerswaldau, wo Dodo preisgekrönt war, kaum dem Namen nach kannte! Es war zum Davonlaufen! Es war zum jung: Katzen kriegen.

Da fiel ihm noch zum Ueberfluß ein, daß Herr Müller auch Besitzer eines abscheulichen Teckels ist, der immer ein furchtbar gescheutes Gesicht aufsteckte. Aber das war alles, was der Dachshund konnte. Er schleppte sich im übrigen asthmatisch dahin und Dodo sann nach, wie man diesem Untier am besten einmal zu Leibe gehen könne.

Dodo sowohl wie Fräulein Felizitas Knochig verbrachten, ein jedes in seiner Art, eine ruhelose Nacht. Die Stimmung war eine katzenjämmerliche zu nennen, und Dodo mochte schnurren und knurren, wie er wollte, es war alles für die Katz.

Der Kummer von Fräulein Knochig wich noch am ehesten. Sie war grausam genug, das wehmütige Miauen ihres Lieblings zu überhören. Dodo wurde eines Tages vermittels einer extrabeleibten Oelsardine in ein abgelegenes Zimmer gelockt, und während er hier über die Einsamkeit im allgemeinen und die Schlechtigkeit dieser Welt im besonderen nachgrübelte, geschah das Furchtbare, ihm Unfaßbare: — Fräulein Felizitas Knochig und Herr Erhard Müller empfingen sich als Verlobte!

In wilden Fieberphantasien sah Dodo bereits den verhaßten Teckel des Herrn Müller im Hause dominieren. Und richtig, so schien es auch werden zu sollen! Denn eines schönen Morgens kam der Herr Kandidat im Frack und im Zylinder und band seinen wahrlichen Dachshund in der Küche an, als ob sich das nur so gehöre. Fräulein Knochig aber stand, die späte Myrte im rotblonden Haar geklemmt, schleierweiß vor ihrem Pfeilerspiegel, vorm Hause fuhren die Mietwagen vor, man begab sich hinunter und von ferne läuteten die Kirchenglocken.

Nun wußte der schöne Dodo alles! Das holde Paar war kaum [illegible] Hause hinaus, so stürzte sich der kränkte Kater in wilder Empö[illegible] auf den angeseilten Dackel los [illegible] bearbeitete ihn mit seinen Krallen. Anfangs hatte er damit Erfolg, [illegible] dann kam die Wendung — der S[illegible]rieg! Der Hund ward frei und [illegible] sich mit niegeahnten Kräften [illegible] Wehr. Nach einem mörderi[illegible] Kampf, wobei die halbe Kuchen[illegible] richtung in Scherben ging, jagte [illegible] gehetzte Dodo durchs Fenster und [illegible] das Malheur, in die volle Regent[illegible] zu fallen. Zweimal tauchte er [illegible] auf, dann versank er lautlos in [illegible] Wogen.

Viel Adel war mit ihm ins fe[illegible] Grab gesunken . . .

Er war unwiderruflich dahin, [illegible] er sollte noch lange im Tode ge[illegible] werden. Er war der Anlaß zu [illegible] ersten Mißton in der jungen Ehe [illegible] Paares Müller. Sein erbitte[illegible] Kampf mit dem Dackel des [illegible] Müller, für den Frau Felizitas, [illegible]borene Knochig, kein gutes Wort m[illegible] hatte, war geradezu vorbildlich für [illegible] Ehe des jungen Paares selbst. [illegible] mit dem Unterschiede, daß hier [illegible] die Partei Müller die Oberhan[illegible] hielt, sondern die Partei „Geb[illegible] Knochig". Wenn man den Stim[illegible] der Nachbarsleute glauben darf, [illegible]arbeitet Frau Felizitas den Ga[illegible] ihrerseits mit den Krallen, und sie [illegible] damit Erfolg: diesmal reißt [illegible] Strick nicht, an den der Mann gebu[illegible]den ist. Es ist traurig, aber wahr, [illegible] die Müllers leben wie Hund u[illegible] Katze. Der schöne Dodo ist gerä[illegible]

Vielbelachtes Mißverständnis.

General Moreau hatte eine Reih[illegible] wichtiger Siege erfochten. Er plan[illegible] deshalb bei den Truppen in so ho[illegible] Ansehen, daß sein Kaiser Nap[illegible] ihm den Waffenruhm neidete. [illegible] hatte dieser ein partes Mißtrauen [illegible]gen ihm, weil Moreau aus seiner [illegible] puritanischen Gesinnung keinen H[illegible] machte. Als dieser des Kaisers [illegible]maliger Lehrer an der Militärsch[illegible] zu Brienne, Pichegru, der spä[illegible] Oberbefehlshaber der Nordarmee, [illegible] London 1804 Verbundete anwa[illegible] zum Sturze Napoleons, hielt diese [illegible] Moreau für einen Verbündeten Pich[illegible]grus und verbannte ihn. Der ver[illegible]bannte General ging nach den Ver[illegible] Staaten Amerikas und fand daselbst [illegible] eine sehr freundliche Aufnahme. S[illegible] wurde er auch einmal eingeladen, [illegible]ner Universitätsfeier beizuwohnen. [illegible] Ein Studentenchor trug eine Ode vor, [illegible] die damals sehr beliebt war, und von der jede Strophe mit den Worten [illegible] schloß: „To-morrow, to-morrow, to-morrow". Nun war der französische General des Englischen nicht mächtig. Er verstand nicht, was die jungen Leute da so begeistert sangen, er hörte nur den Gleichklang des Kehrreims mit seinem Namen und legte sich das so aus, als brachten die Sänger ihm eine Huldigung dar. So fühlte er sich denn gedrungen bei jedesmaliger Wiederkehr des Refrains aufzustehen und sich dankend gegen die singenden Jünglinge zu verneigen. Die Wirkung dieser Gefühlsäußerung war eine heitere.